

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 88 (1962)
Heft: 48

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Berner namens Hungerbühler

geriet vor einen Auto-Kühler;
und da das Auto stark in Fahrt war
und die Berührung nicht sehr zart war,
verlor er seinen festen Stand
und flog fünf Meter weit ins Land.

Er wischte sich den Staub vom Kragen
und trat zum demolierten Wagen
und sprach zum Helden des Volants:
«Dy Fahrwys gfallt mer nid so ganz.»

Ein Deserteur?

Es ist selbst für einen linientreuen
Berner hin und wieder unumgäng-
lich, daß er exterritoriale Zeitungen
liest, und bei einer solchen Hor-
izontweiterungslektüre bin ich in
der Zürcher Tagespresse auf ein er-
schütterndes Inserat gestoßen.

Fern sei mir, mich über Heirats-
annoncen im allgemeinen lustig zu
machen! Wer auf diesen nicht mehr
angewöhnlichen Weg zum Glück
angewiesen ist, verdient vielmehr
unser Mitgefühl. Nein, aber in die-
sem besonderen Fall hat mein Puls
gestockt – denn das ist ja wirklich
allerhand!

Da sucht ein junger Ingenieur mit
all den in solchen Publikationen
üblichen idealen Eigenschaften ver-
mittels eines gediegenen Vermitt-
lungsinstitutes eine frohmütige Le-
bensgefährtin. Das darf er.

Nun lesen Sie aber weiter: der
Freier ist «aus alter, vermögender
Berner Familie» und sehnt sich nach
einer Gefährtin «aus ebensolcher
Familie». Auch das darf er; es ist
sogar sehr gebräuchlich bei uns, daß
sich ebensolche fast nur mit eben-
solchen verbinden, was im Telefon-
buch dann eine Anhäufung von
«von» auf der gleichen Zeile und im
Familientresor eine Anhäufung von
schnödem Mammon bewirkt.

Was nun aber das Empörende ist:
Warum, warum nur erscheint ein
solches Inserat in der Fremde?! Was
hat ein junger Mann aus alter, ver-
mögender Berner Familie in Zürich

zu suchen? Was hat eine Tochter aus
alter, vermögender Berner Familie in
Zürich verloren? Hier stimmt doch
etwas nicht! Ein solches Inserat ge-
hört in eine Berner Stadtzeitung, in
deren Redaktionsstab mindestens
zwei «von» vorkommen, oder höch-
stens noch in ein ländliches Berner
Blatt, damit es auch von jenen al-
ten, vermögenden Berner Familien
gelesen wird, die auf ihren Land-
sitzen residieren. Aber doch nicht
in einer Zürcher Zeitung!

Frage: Was gedenkt der Burgerrat
zu tun? Man kann das doch nicht
einfach so hinnehmen! Entweder
ist der junge Mann wirklich aus
alter, vermöglicher Berner Familie,
und dann muß er wegen Liebes-
werbens auf fremdem Hoheitsge-
biet ernstlich verwarnt werden,
oder aber er wohnt in Zürich, ist
folglich höchstens vermögend, si-
cher aber nicht aus alter Berner
Familie, und verdient wegen Hoch-
stapelei bestraft zu werden.

Denn daß ein richtiger, standes-
bewußter, traditionstreuer Berner
weiter als zehn Kilometer vom Zyt-
glogge entfernt leben kann, ist ein-
fach undenkbar.

Das Bärnermeitschi

Es bedürfte einer mindestens hun-
dertseitigen Broschüre mit farbigen
Beilagen, um dieses Thema erschöp-
fend zu behandeln, und so muß ich
mich denn hier auf jenen Abschnitt
beschränken, der unvermeidlich mit
den Worten: «Zusammenfassend
läßt sich sagen ...» beginnt.

Also: Zusammenfassend läßt sich
sagen, daß das Bärnermeitschi (im
folgenden abgekürzt: BM) im all-
gemeinen eine durchaus gfreute Er-
scheinung ist. Ich bin alt genug,
um auf diesem Gebiet unvoreinge-
nommene Beobachtungen anstellen
zu können, und noch jung genug,
um nicht in den Verdacht zu kom-
men, ein alter Glüstetler zu sein.

Unter BM verstehe ich in dieser
Abhandlung die unmündige weibli-

che Jugend der Stadt Bern. Sie zer-
fällt in drei Gruppen, von denen
mir die erste am unsympathischsten
ist, weshalb ich sie vorwegnehme.
Es sind dies die Vämpe und die
Tötsche. Man erkennt sie schon aus
hundert Metern Entfernung an Klei-
dern und Gebaren. Sie ziehen sich
nach der neusten und verrücktesten
Mode an, mit Bleistiftabsätzen,
anatomischen Beinkleidern und
anderen Effekten, durch die sie ihre
durchaus nicht vorhandenen Reize
zu unterstreichen wähen; sie las-
sen ihre Haare entweder bis zum
drittuntersten Rückenwirbel baum-
eln oder bauschen sie künstlich
auf doppelte Kopfhöhe auf; sie
schminken sich bis zur Unkennt-
lichkeit und bewegen sich so un-
natürlich geziert, wie man das sonst
nur in verwerflichen Filmen sieht.
Es sind bedauernswerte Geschöpfe,
welche da eine Rolle spielen, die
ihnen im Grunde genommen gar
nicht liegt, und man sollte ihre El-
tern und die Urheber des Teenager-
Rummels einmal so richtig übers
Knie nehmen, damit sie sich viel-
leicht drauf besinnen, was für eine
Verantwortung sie tragen.

In eine zweite Gruppe gehören die
BM, deren gepflegtes Aeußeres zwar
darauf schließen läßt, daß sie sich
den blöden Tand der ersten Gruppe
auch leisten könnten, die jedoch fast
ganz natürlich geblieben sind. Ein
wenig kommen sie sich schon wie
junge Damen vor; man merkt das
an ihrem verlegenen Erröten, wenn
ihnen im Bus ein Herr seinen Platz
anbietet; sobald sie aber in Grup-
pen beisammen sind, fallen sie aus
der Rolle und schnattern und ki-
chern fröhlich drauflos und küm-
mern sich nicht mehr um den Ein-
druck, den sie machen. Und der ist
also nicht schlecht.

Die dritte Gruppe endlich – nach
meinen Beobachtungen erfreulicher-
weise die größte – umfaßt alle BM,
die herzerfrischend natürlich und
unkompliziert sind. Sie haben noch
die Selbstsicherheit, die den mei-
sten Erwachsenen verlorengegangen
ist, jene Selbstsicherheit, die einem
zum Beispiel erlaubt, im Tram
einen Apfel zu essen oder mit Kir-

schensteinen nach einem Ziel zu
spucken. Sie sind zwar ordentlich,
aber nicht raffiniert gekleidet, ge-
nieren sich also nicht, anstelle von
Nylonstrümpfen wollene Socken zu
tragen; sie verstauen ihr Schulzeug
in schäbigen, aber praktischen Le-
dermappen (nicht in modischen
Körbchen und Täschchen); vor al-
lem aber sind sie von einer gesun-
den Frische, für die es keinen bes-
seren Vergleich gibt als den mit
einer Apfelsorte, die «Bärner Röse-
ler» genannt wird. Zum Anbeißen
also sind sie – doch man hüte sich,
dies zu versuchen!

Rückblickend könnte man darum
sagen, daß die BM der zweiten
Gruppe zwar auch noch Bärner
Röseler sind, aber gespritzte, wäh-
rend die Vämpe und Tötsche als
Fallobst zu betrachten sind.



Briefkasten für Nichtberner

(Nur für dringende Fälle!)

Herrn Q. Fl. in Gw. Hier die ge-
wünschten Zahlen: Anfangs September
1962 wohnten in Bern 169 820 Perso-
nen (nicht zu verwechseln mit Persö-
lichkeiten!), während es im Jahre zu-
vor 167 289 gewesen waren. Der Zu-
wachs von 2531 Personen hat be-
wirkt, daß Ende Oktober 1962 in vie-
len bernischen Lebensmittelgeschäften
Oel, Reis und Zucker total ausverkauft
waren.

Frl. G. W. in P. Leider kann ich Ihnen
nichts über den diesjährigen Zibele-
märit berichten. Zwar mischte auch
ich mich in die frohe Schar, ging aber
bald wieder nachhause, da ich im Ge-
dränge meine beiden Konfetti verloren
hatte.

Dr. L. L. in N. Bitte lehnen Sie sich
nicht gegen unsere Schuldirektion auf!
Wenn sie im Anzeiger schwarz auf
weiß feststellt, daß die vom 22. De-
zember bis zum 8. Januar festgesetzten
Winterferien zwei Wochen dauern,
dann müssen nicht Sie kommen und
behaupten, das seien ja 18 Tage! Die
nach Ihrer Ansicht verlorene Bildungs-
zeit wird übrigens durch das Radio
mehr als wettgemacht, indem die Kin-
der- und Jugendstunden ja ausnahms-
los nur 30 Minuten in Anspruch neh-
men.

W. L. in H. Ihre Frage ist sehr inter-
essant. Schon viele Gelehrte haben sich
damit beschäftigt. Die einen leiten den
Ortsnamen *Köniz* von *Kuning* (= *Kö-
nig*) ab, die andern vom keltischen *kun*
(= *Hund*), wieder andere vom Perso-
nennamen *Kuno*, und noch einmal an-
dere vom lateinischen Wort *connex*.
Auf die einfachste Deutung ist bis
heute seltsamerweise noch keiner ge-
kommen. Oder leuchtet es Ihnen nicht
auch sofort ein, daß *Köniz* ganz ein-
fach nach dem benachbarten *Köniz-
berg* benannt worden ist?

Ueli der Schreiber



Nur für Playboys

ist GSTAAD wirklich nicht ge-
schaffen. Vom Sekundarschüler
in der Ferienkolonie bis zum re-
gierenden Fürsten von Dingsda
fühlen sich alle Gäste hier wohl
und preisen die Vorzüge des win-
terlichen Saanenlandes. Es ist
kein Wunder, daß GSTAAD so-
viele Stammkunden zählt!